

III. 66. (C.9.)

Hubert Maixner

Durmersheim

Er erlebte und überlebte den Großangriff auf Pforzheim

*Hubert Maixner war **Anfang 1945** 14 Jahre alt. Er lebte mit seinen Eltern und seinem Bruder in **Pforzheim**. Wurde als 10jähriger in das „Jungvolk“ aufgenommen. „Man brachte uns Ordnung, Gehorsam, Sauberkeit, Disziplin, Bescheidenheit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, selbstlose Kameradschaft (...) bei“. Allerdings verlor er bei der Kurzunterweisung zur Bedienung von Panzerfäusten ein Auge! Musste mit 14 Jahren direkt von der Schule zum Kriegshilfsdienst in eine Uhrenfabrik. Der Vater arbeitete bei einer Radioapparatebau-Firma. Die Familie bezog aus Sicherheitsgründen eine Dienstwohnung auf dem Werksgelände, dort konnte das Betriebspersonal auch den Luftschutzstollen der Firma benutzen. Schildert eindrücklich Fliegerangriffe, besonders den großen Bombenangriff am **23. Februar 1945**. Hubert Maixner hat sich bei seinem Kriegshilfsdienst mit einem französischen Zwangsarbeiter angefreundet, der nach dem Krieg Priester wurde und in ein Kloster eintrat. Es bestehen noch gute Kontakte. Erzählt über den Kriegsalltag nach der Zerstörung **Pforzheims**. Der Vater wurde entlassen, weil die Mutter russischen Zwangsarbeiterinnen Essensreste schenkte. Hubert Maixner musste als Telefonist in einem Krankenhaus arbeiten. Schildert den Krankenhausalltag, der praktisch nur in Kellerräumen stattfand. Beschreibt, wie man etwas zu Essen organisierte: Sammelte Bucheckern und Ähren, ging aufs Land zum „Hamstern“. Hat bis Kriegsende bei einem Zweiradhändler gearbeitet. Aus den verkohlten Fahrrädern und Motorrädern, die im ausgebrannten Laden gefunden wurden, bauten er und sein Chef wieder neue Räder zusammen.*

So erlebte bzw. überlebte ich die Kriegereignisse

Am 2. 9. 1930 in Pforzheim geboren, verbrachte ich meine Kindheit zusammen mit meinem sieben Jahre älteren Bruder Günter bei unseren Eltern, Franz und Paula Maixner, in Pforzheim, in der Rudolfstraße 35, im 4.OG. Von 1936 bis 1944 besuchte ich die Nordstadtschule (damals Adolf Hitler-Schule). Ab 1942 war durch die immer häufiger werdenden Fliegeralarme nur noch sehr eingeschränkter Unterricht möglich, worunter unsere Altersgruppen lebenslang leiden.

1940 wurde unser Jahrgang in das „Jungvolk“ aufgenommen. Das bedeutete zwei Mal die Woche nachmittags Dienst. Es wurde marschiert, gesungen, musiziert, es wurden Spiele - auch Geländespiele - gemacht. Man wurde in den Umgang mit Landkarte und Kompass eingewiesen. Es wurden Zeltlager und Elternabende organisiert. Wir wurden zu Respekt vor Vorgesetzten und zu Achtung gegenüber Älteren erzogen. Man brachte uns Ordnung, Gehorsam, Sauberkeit, Disziplin, Bescheidenheit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, selbstlose Kameradschaft unter dem Motto „Einer für alle, alle für einen“ bei.

Diese Attribute befähigten uns, die Katastrophen der Folgejahre irgendwie zu meistern. Nach Fliegerangriffen wurden wir zur Trümmerbeseitigung und zu Aufräumungsarbeiten herangezogen. Ich wurde u.a. einmal einem älteren Ehepaar zugewiesen, um zu helfen, das durch Fliegerbomben abgedeckte Dach ihres Hauses neu zu decken. Wir wurden zum Bahnhofsdiens eingesetzt. Hier war es

unsere Aufgabe, Reisenden das Gepäck zu tragen, Alte und Behinderte zu führen, notfalls mit Getränken von der Bahnhofsmission zu versorgen. Es war für uns eine Selbstverständlichkeit, Erwachsenen den Vortritt zu lassen und ihnen in öffentlichen Verkehrsmitteln Platz zu machen. An dem allem kann ich bis heute eigentlich nichts Schlechtes finden.

Zur Verteidigung der Heimat wurden manche von uns in Kurzunterweisungen mit der Handhabung von Panzerfäusten „vertraut“ gemacht, was mich wenige Tage vor Kriegsende an einem Auge das Augenlicht kostete.

Eine Schulentlassung gab es für mich nicht. Vielmehr betrat Anfang 1944 eines Morgens unser Klassenlehrer, Herr Schlicksupp, den ich sehr schätzte, das Klassenzimmer mit den Worten: „Buben, steht auf! Hubert Maixner und Hermann App, packt eure Sachen zusammen und meldet Euch bei der Firma Richard Rudolf Kähßer, Uhrenfabrik, in der Hermann Göring-Allee (heute Heinrich Wieland-Allee) zum Kriegshilfsdienst!“

Hier bearbeiteten wir, zusammen mit zwei französischen Kriegsgefangenen, mit denen wir uns sehr gut verstanden, Uhrenteile. Außerdem hatten wir Botengänge zu erledigen. So waren einmal zwei Kisten zur Firma PUW am Luisenplatz zu bringen. Wir luden die Kisten auf einen Handleiterwagen und machten uns auf den Weg. Ganz bewusst wählten wir den Weg so, dass eine ordentliche Gefällstrecke darin enthalten war; das war die Luitgardstraße. Oben angelangt setzten wir uns auf die Kisten, einer als Lenker, in Fahrtrichtung mit der Deichsel zwischen den Beinen, der andere als Bremser, mit Blickrichtung nach hinten.

Da wir auch an Querstraßen nicht mit Verkehr rechnen brauchten - es gab ja kaum noch welchen -, ging es in voller Fahrt bergab. Ganz unten endete die Straße jedoch an einer kleinen Grünanlage, die umfahren werden musste. Dafür war aber unsere Geschwindigkeit zu hoch und vom Bremser nicht gesehen, und so geschah das Unvermeidliche. Unser Gefährt stürzte um, wir sprangen ab, die Stahlbänder, mit denen die Kisten zusammengehalten wurden, platzten auf, die Kistendeckel flogen davon und der Inhalt verteilte sich gleichmäßig über die Straße.

Hunderte Granatenspitzen, ausgestattet mit hochpräzisen Uhrwerken, lagen mit Macken und Kratzern im Straßendreck. Eiligst räumten wir die Teile wieder in die Kisten ein - natürlich völlig ungeordnet - und setzten unseren Weg zum Empfänger fort. An der Warenannahme wurde sofort erkannt, was geschehen war, und als wir in unsere Firma zurückkamen, wurden wir mit einem gehörigen Donnerwetter empfangen.

Das nicht zu Unrecht, denn die Geschichte hatte ein Nachspiel. Die Gestapo schaltete sich ein, mein Schulkamerad und ich wurden mehrmals verhört, unsere Eltern wurden vernommen, es wurde uns Sabotage unterstellt, unserem Chef, Herrn Kähßer, wurde Gefängnis angedroht, und nur ihm, der es

vermochte, mit unserem kindlichen Leichtsinne zu argumentieren, ist es zu verdanken, daß dieser Vorfall keine erkennbaren Folgen hatte.

Mein Vater war zu dieser Zeit in leitender Position bei der Firma Schaub, Radioapparatebau, und musste aus organisatorischen und aus Sicherheitsgründen eine Dienstwohnung in Werksnähe beziehen. Da diese am südlichen Stadtrand lag, war sie weniger fliegergefährdet, und außerdem stand dem Betriebspersonal ein eigens dafür erbauter Luftschutzstollen, der zwei vorhandene Steinbrüche unterirdisch miteinander verband, zur Verfügung. Wir nahmen deshalb aus unserer Hauptwohnung die besten Einrichtungsgegenstände mit und richteten damit die Dienstwohnung ein.

Während uns die Vermieterin unsere Räume zeigte, hörte man schon wieder jenen unsympathisch gewordenen, unheimlichen Ton eines einzelnen Flugzeuges, der heute noch Ängste weckt, und gleich darauf das unheilvolle Orgeln zweier Luftminen. Wir warfen uns auf den Fußboden und erwarteten mit den Händen über dem Kopf die furchtbaren Detonationen, die irgendwo in der Stadt erfolgten.

Wegen des improvisierten Wohnungswechsels und wegen meines Vergehens bei der Firma Kähler veranlasste mein Vater, dass ich meinen weiteren Kriegshilfsdienst bei der Firma Schaub ableisten konnte. Ich wurde der Abteilung Vormontage zugeteilt und musste tausende elektrische Widerstände nachmessen. Mit mir zusammen arbeitete ein aus Frankreich deportierter, ein Jahr älterer Junge, der eine ähnlich geisttötende Arbeit ausführen musste, und so vollbrachten wir beiden bestimmt keine Spitzenleistungen. Wir waren überall zu finden, nur nicht an unseren Arbeitsplätzen.

Mich zog es immer in die Betriebsschlosserei. Nachdem ich dann einmal die 40 bis 50 Frauen, die Kabelbäume banden und löteten, mit einer quiekenden, auf der Toilette gefangenen Maus so in Hysterie versetzt hatte, dass sie schreiend auf Tische und Stühle stiegen, entschloss man sich, mich in die Betriebsschlosserei zu versetzen. Hier gefiel es mir sehr gut, denn ich konnte mich unter fachkundiger Anleitung handwerklich austoben. Meinen französischen Arbeitskameraden verlor ich leider für viele, viele Jahre aus den Augen.

An einem wunderschönen, strahlenden, klaren Sonntagmorgen, es musste Anfang Februar 1945 gewesen sein, mein Vater war schon wieder im Werk, gab es so gegen 10 Uhr Voralarm. Meine Mutter und ich nahmen unser Gepäck auf, um in den Stollen zu gehen. Vorsichtig und lauschend traten wir vor das Haus. Es waren etwa 200 Meter bis zum Stolleneingang. Wir mussten eine Fahrstraße überqueren, an deren Rand ein mit Bauschutt beladener Anhänger stand. Auf dem ganzen Weg ängstlich zum Himmel schauend, entdeckte ich zwei in großer Höhe in der Morgensonne glitzernde, doppelrumpfige Flugzeuge (wir sagten „Lightnings“). Die sahen auf den ersten Blick harmlos, ja interessant aus, bis sie über die Tragflächen abkippten und zum Sturzflug ansetzten.

Sofort sah man, wie sie dabei in sehr rascher Folge winzigkleine, weiße Wölkchen abstießen. Ich rief meiner Mutter zu: „Unter den Hänger! Die schießen“, und nun hörte man auch das „Bäbäbäbäb“ der Bordwaffen, und es prasselte rings um unseren schützenden Anhänger hernieder. Nachdem die beiden wieder hochzogen, rannten wir weiter und erreichten unversehrt, aber mit angstweichen Knien den Schutzstollen.

Um in jenen Tagen einen Laib Brot zu erhaschen, musste man oft stundenlang Schlange stehen. Meine Mutter schickte mich zum nächsten Bäcker, Brot zu besorgen. Es waren bis dahin etwa 1,5 km zu gehen. Dort war ich Mitglied einer Menschenschlange von etwa 30 Personen. Wenige Kunden vor mir ging das Brot aus, und man sagte uns, es würde etwa eine Stunde dauern, bis die nächste Charge aus dem Ofen kommt. Zunächst blieb ich stehen, um meinen vorderen Platz nicht zu verlieren. Als es dann aber Fliegeralarm gab, zog ich es vor, doch nach Hause bzw. in den sicheren Stollen zu laufen. Wenige Minuten später fielen zwei Luftminen. Eine davon traf genau das Haus, in dem sich dieser Bäcker befand, zerstörte es total und riss alle dort befindlichen Menschen in den Tod. Die zweite Mine traf 500 m weiter eine Gold-und Silberscheideanstalt.

Dann kam der 23. Februar 1945. Schon den Tag über herrschte nervöser Flugverkehr über Pforzheim, so dass wir fast den ganzen Tag - mit kurzen Unterbrechungen - im Stollen verbrachten. In einer kurzen Pause hat meine Mutter das Abendessen vorbereitet. Es sollte Schupfnudeln mit Apfelkompott geben. Das Kompott war schon fertig und die Schupfnudeln schon geformt. Auch das Wasser kochte schon, um diese abzukochen. Mein Vater war noch in Sachen Volkssturm unterwegs, und ich wollte nachsehen, ob er bald eintrifft, und trat kurz vor die Haustür. Das war zwischen 19.30 und 19.45 Uhr.

Da vernahm ich starkes Flugzeuggeräusch und sah, dass die ganze Stadt am Himmel mit Leuchtkaskaden abgesteckt war. Die Sirenen meldeten akute Luftgefahr. Ich rannte zurück ins Haus, nahm meiner Mutter den Wassertopf vom Herd, und wir rannten, was wir konnten, in den Stollen. Da brach auch schon die Hölle los. Es trommelte, donnerte, krachte und rüttelte ununterbrochen 20 bis 25 Minuten lang. Im Stollen ging das Licht aus. Durch die einfache Wand- und Deckenverschalung aus Schwartenbrettern rieselte Sand und kleines Gestein. Kinder schrieten, Frauen heulten mehr oder weniger laut.

Mit Kerzen erzeugte man eine gespenstische Notbeleuchtung, die ständig auszugehen drohte. Meine Mutter saß mir völlig verkrampft, wie versteinert gegenüber. In dieser Nacht sollte ursprünglich im Stollen der Durchbruch zum anderen Stollenteil durchgesprengt werden. Deshalb mussten am Tag zuvor alle Koffer und alle persönlichen Sachen aus den beiden Stollenteilen herausgenommen werden. Es wurde uns dafür großzügigerweise im Keller der gegenüberliegenden Scheideanstalt ein leerer Raum zur Verfügung gestellt.

Eine Weile nach dem Getöse - es dürfte so gegen 22 Uhr gewesen sein - versuchte ich zusammen mit anderen Insassen, die Stollentür zu öffnen, was uns auch gelang. Es boten sich uns unvergessliche Anblicke des Grauens.

Wir sahen in die Hölle. Der Zugang zum Stolleneingang war übersät mit Toten und schreienden Verletzten, denen es nicht mehr in den Stollen reichte. Die Stadt war ein einziges unbeschreibliches Flammenmeer, welches, durch einen heftigen Sturm angetrieben, furchtbare Temperaturen entwickelte. Das Haus, in dem wir die Dienstwohnung hatten, war völlig dem Erdboden gleich und schon am Erkalten. Es standen davon nur noch zwei Kamine, durch einen Mauerrest miteinander verbunden.

Jetzt mussten unsere beiden aus dem Stollen evakuierten Koffer aus der Scheideanstalt geborgen werden. Diese stand in hellen Flammen. Trotzdem suchte ich im Schein der Flammen den Weg durch die Kellerräume zu dem Raum, in dem unsere Koffer sein mussten. Es gelang mir, über eine eingestürzte Wand in diesen Raum einzusteigen und die Koffer zu retten, wonach die Decke herunter brach und alles andere unter sich begrub. Der Rückweg durch diesen Fabrik Keller schien nicht zu enden. Durch die Öffnungen der einstigen Kellerfenster schlugen die Flammen herein. Durch die Decke regnete es Säuren, Laugen und Wasser. Immer wieder brach irgendwo ein Stück Decke herunter, und meine Füße trugen mich kaum noch vor Angst und Erschöpfung.

Als ich nach einigen Stunden mit den beiden Koffern unseren Platz im Stollen erreichte, war mein Vater noch nicht da und meine Mutter saß immer noch regungslos, wie ich sie verlassen hatte. Ich setzte mich zu ihr, und wir warteten und warteten und warteten.

Plötzlich am Morgen um 8 Uhr herum ging ein Raunen durch die Menschen: „Der Herr Maixner“. Mein Vater kam unverletzt, aber völlig erschöpft an. Er hatte den Fliegerangriff im Keller unserer Hauptwohnung überstanden. Dieses Haus sowie die ganze Nordstadt blieben verschont, weil in dieser Nacht Nordwind herrschte, der die ganzen Leuchtkaskaden und damit den folgenden Bombenteppich nach Süden abgetrieben hat. Außerdem wurde auf dem Dach einer namhaften Metallwarenfabrik in der Nordstadt eine Leuchtkaskade als Blindgänger gefunden, so dass diese in der Markierung der Stadt gefehlt hat.

Sobald die Trümmerwüste soweit abgekühlt war, dass sie begehbar war, machten wir uns auf die Suche nach Verwandten und Bekannten. Das Stadtzentrum glich einem umgepflügten Friedhof. Wohin man schaute, verstümmelte oder verkohlte Leichen. Brandgeruch, vermischt mit einsetzendem Verwesungsgeruch und Gestank aus der aufgerissenen Kanalisation, erfüllte die Luft.

Bei der Firma Schaub arbeiteten u.a. auch etwa 100 junge Frauen, so genannte KHD-Maiden (Kriegs-Hilfs-Dienst-Maiden). Diese waren im Stadtzentrum, in einem ehemaligen Tanzkaffee, dem Palastkaffee, einquartiert. Dieses Kaffee hatte im Erdgeschoß große Schaufenster wie ein großes Ladengeschäft. Die

jungen Frauen sind alle in diesem Haus dem Fliegerangriff zum Opfer gefallen und lagen nun, nur noch halb so groß, völlig verkohlt, in den ausgebrannten Höhlen der Schaufenster, eine neben der anderen, zweilagig übereinander. Hier sollten nun die Angehörigen ihre Töchter, Bräute oder Freundinnen herausfinden. Eindrücke von unbeschreiblicher Grausamkeit.

Mein französischer Arbeitskamerad bei der Firma Schaub war kurze Zeit vor diesem furchtbaren Fliegerangriff noch mitten in der Stadt und verließ diese, wie durch eine innere Eingebung, fluchtartig in Richtung seiner Unterkunft. Das rettete ihm das Leben. Als er nach Kriegsende wieder in seine Heimat Frankreich zurückkehrte, trat er ins Kloster ein. Er lebt heute zufrieden im Kloster St. Maurice in Clervaux (Luxemburg) als Pater Roger Riblet-Buchmann. Die Geschichte seiner Zwangsdeportation und seine Erlebnisse hier in Süddeutschland schrieb Pater Roger in einem kleinen Buch mit dem Titel „Unerwartete Begegnung“, „Als Junger Fremdarbeiter in Pforzheim 1944/45“ nieder.

Es sind jetzt genau 20 Jahre her, als mich Pater Roger über den Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim ausfindig machen ließ. Seitdem pflegen wir freundschaftlichen Kontakt. Alljährlich, wenn er nach Deutschland kommt und seine immer sehr knapp bemessene Zeit es zulässt, treffen wir uns für ein paar Stunden des Gedanken- und Erinnerungsaustauschs. Ich war auch schon wiederholt bei ihm im Kloster in Clervaux für zwei bis drei Tage, wo ich immer sehr gastfreundlich aufgenommen und betreut wurde und in schwierigen Lebenslagen wertvollen geistigen Beistand erfahren durfte.

Wie vor 10 Jahren, anlässlich der 50-jährigen Wiederkehr des Tages der Zerstörung Pforzheims, so wird Pater Roger auch dieses Jahr am 23. Februar an den Gedenkfeiern zum 60. Jahrestag nach Pforzheim kommen und auch mit mir zusammentreffen. Dieser Tag hat auch für ihn ganz persönlich außerordentliche Bedeutung. Hat er doch nach dem Entrinnen aus der Hölle des brennenden Pforzheim den alles entscheidenden Entschluss gefasst, Priester zu werden.

Nachdem meine Familie mit dem Abbrennen der Dienstwohnung den wichtigsten Hausrat verloren hatte, war uns erlaubt, bis zur Wiederbeschaffung des Notwendigsten im Werksbunker der Firma Schaub zu kampieren. Verpflegt wurde man im Wesentlichen durch öffentliche Essenausgaben für Fliegergeschädigte. Doch da nach wie vor fast ununterbrochen Luftgefahr herrschte, zog es meine Mutter vor, ab und zu mit den Geräten der Werksküche Kleinigkeiten für uns zuzubereiten.

Eines Tages saßen wir gerade beim Essen, als über den so genannten Drahtfunk „Tieffliegerfähigkeit im Raume unserer Stadt“ gemeldet wurde. Meine Eltern verließen zusammen mit den Werksangehörigen fluchtartig den Speisesaal in Richtung Bunker, während ich mich zunächst nicht aus der Ruhe bringen ließ und fertig aß. Als ich dann auch in den Bunker gehen wollte, streckte ich zuerst den Kopf aus der Türe, um zu hören und um zu sehen, ob im Moment akute Gefahr bestand. Eine solche war nicht erkennbar, also rannte ich los. Es waren nur etwa 30 Meter über den Fabrikhof zu überwinden, als es hinter mir „brrrrr,

brrrrr, brrrrr" machte und dann hörte ich auch einen aufheulenden Flugzeugmotor. Über den Fabrikhof zog eine Staubwolke hinweg, und ich hatte mit viel Glück das schützende Betonvordach über dem Bunkereingang erreicht.

Die Interimslösung unserer Notunterkunft dauerte nur wenige Tage und nahm ein Ende mit menschlicher Tragik. Meine Mutter kochte für meinen Vater, für sich und für mich zum Mittagessen einen Brei aus Grieß, den man ohne Probleme mit den Lebensmittelkarten kaufen konnte. Sie musste aber dazu einen Kochtopf aus der Werksküche verwenden. Nach seiner Benützung wurde dieser Topf vom Küchenhilfspersonal, welches aus Russinnen bestand, gereinigt und gespült. Da noch etwas Grießbrei darin war, sagte meine Mutter, die Frauen sollen ihn untereinander verteilen.

Gerade als dies geschah, kam der Direktor dazu. Der fing fürchterlich an zu schimpfen und behauptete, meine Mutter habe aus der Werkskantine den Russinnen zu essen gegeben. Durch nichts ließ er sich von seiner Darstellung abbringen und entließ meinen Vater auf der Stelle fristlos. Damit endete natürlich auch für mich mein Arbeitseinsatz bei der Firma Schaub. Diese Ungerechtigkeit war das Schlimmste, was man meinen Eltern antun konnte, denn sie waren der Inbegriff für Korrektheit, und dafür waren sie überall bekannt und geschätzt.

Wir zogen dann wieder in unsere nur noch halb eingerichtete Hauptwohnung ein. Diese lag etwa 50 Meter entfernt von der Hauptstraße, die aus der Stadt zum Friedhof führte. Diese war von unserer Wohnung aus voll einsehbar. Hierhin wurden monatelang tausende von Leichen, auf Kuh- oder Pferdefuhrwerken, auf Zweiradkarren, auf Handleiterwagen transportiert, um sie dort in riesige Massengräber abzukippen. Überlebende der Feuersbrunst mussten im Zuge der Aufräumarbeiten auf diese Weise ihren Angehörigen den letzten Dienst erweisen.

Ich wurde dann dem Städtischen Krankenhaus als Telefonist zugewiesen. Da dieses teilweise ausgebrannt bzw. zerstört war, gab es im ganzen Krankenhaus nur ein Telefon von und nach draußen. Auch innerhalb des Hauses gab es weder eine Zentrale noch irgendwelche Nebenapparate. Es musste also jede Nachricht mündlich von mir überbracht werden. Ärzte, Schwestern oder Patienten mussten persönlich von mir ans Telefon geholt werden. Die Wege, die dabei zu gehen waren, waren nicht sehr weitläufig, denn das ganze Krankenhaus bestand praktisch nur noch aus Kellerräumen. Die Patienten lagen im Keller, behandelt und operiert wurde im Keller, entbunden wurde im Keller, gestorben wurde im Keller, und gekocht wurde im Keller. Auch mein Domizil war im Keller und war gleichzeitig Pausenraum für Ärzte und Schwestern, die direkt kollegial mit mir umgingen.

Wenn nichts zu telefonieren und nichts zu besorgen war, musste ich bis zur Verzweiflung gewaschene Wundbinden wickeln. Aber zu essen hatte ich im Überfluss.

Nachdem nun die Kriegsfront immer näher kam und man sich wegen des Artilleriebeschusses wieder häufiger im Luftschutzkeller aufhalten musste, war es dann mit einer geregelten Beschäftigung vorbei. Man hatte gerade genug damit zu tun, Essbares zu organisieren und ständig auf der Lauer zu sein, wo es etwas ohne Marken gab. Mal gab es bei einem Metzger Fischwurst. Mal gab es irgendwo süße Kartoffeln. Dann ging man zum Bauern und bat um die Erlaubnis, auf seinem abgeernteten und abgerechelten Feld Ähren lesen zu dürfen, denn wenn man Glück hatte, bekam man in einer Mühle für 1 Sack Ähren 1 Pfund Mehl.

Man ging in den Wald um Bucheckern zu sammeln, denn für 10 Liter Bucheckern bekam man in einer Ölmühle 1 Liter Öl; das war ein Reichtum. Aber 10 Liter Bucheckern zu sammeln, war auch eine Schinderei für den Rücken. So hielt man sich über Wasser, bis wir schließlich von der Front überrollt wurden. Viele Probleme waren damit gelöst, aber viele neue Probleme, die man bis dato nicht kannte, kamen auf uns zu.

Da wir Städter keinerlei Beziehungen aufs Land und damit auch keinen Zugang zu zusätzlichen Lebensmitteln hatten, waren wir sehr darauf angewiesen, es einmal mit Hamstern zu versuchen. Das hätten wir besser sein lassen. Das erste Mal hatte mein Vater, um nicht ganz mit leeren Händen zurückzukommen, ein paar gefallene Äpfel aufgelesen und wurde deswegen angezeigt. Die zweite Hamstertour brachte uns zwar 1 Liter Milch vom Bauern ein, dafür entging aber meine Mutter in meinem Beisein nur durch eine List ganz knapp einer Vergewaltigung durch einen Marokkaner.

Unterdessen war ich 15 Jahre alt geworden, und damit war es Zeit, mich um eine zukunftsorientierte Tätigkeit zu bemühen. Wegen meines ominösen Schulabgangs habe ich bis heute kein Zeugnis. Beim Fliegerangriff am 23. Februar 1945 ist mein Zeugnisheft in der Schule verbrannt. Danach durfte mir mein Klassenlehrer kein neues ausstellen, weil er noch nicht „entnazifiziert“ war. Dennoch stellte mich ein Zweiradhändler ein. Sein Ladengeschäft in der Innenstadt fiel beim großen Fliegerangriff in Schutt und Asche. Er musste also sein Geschäft total neu aufbauen, aber womit? Es war noch nirgendwoher einschlägige Ware zu bekommen.

Und so begannen wir - mein Chef und ich -, aus den Trümmern des zerstörten Ladens ausgeglühte und total verrostete Fahrräder und Leichtmotorräder auszubuddeln, in die Garage seines Wohnhauses am Rande der Stadt zu schaffen und dort restlos zu zerlegen. Unbrauchbare Teile wie Felgen, Speichen, Kugellager, Achsen usw wurden aus alten Beständen ersetzt, die Rahmen in mühsamer Arbeit mit alten Messern und Stahlbürste von alten Lackresten und Rost befreit und von Hand mit Pinsel und Farbe neu lackiert. So entstanden wieder durchaus ansehbare und brauchbare Fahrräder. Selbst das mir zur Verfügung gestellte Geschäftsrad entstand auf diese Weise. Die Löcher in den Reifen wurden mit Stücken von anderen Reifen unter- bzw. überlegt. Der Fahrkomfort litt darunter erheblich, aber schlecht gefahren war immerhin besser als gut gelaufen.

Es war allen Beteiligten klar, dass das nicht meine berufliche Erfüllung sein konnte. Und so erhielt ich nach einigen Monaten einen ordentlichen Lehrvertrag in einer namhaften Maschinenfabrik als Maschinenschlosser. Dies entsprach auch den Voraussetzungen für meine weitere berufliche Entwicklung und war begleitet von der obligatorischen Berufsschule.

Als Vergleich zu den heutigen Ausbildungsmöglichkeiten sei nur noch kurz erwähnt, dass unser schulischer Werkstattunterricht darin bestand, aus dem ausgebrannten, teilweise eingestürzten Gebäude der Berufsschule verglühte und verrostete Werkzeugmaschinen auszugraben und wieder gangbar zu machen.

15. Februar 2005

Hubert Maixner